

Dr. **Wilhelm Königs**
Erläuterungen zu den Klassikern.
120/121. Bändchen.

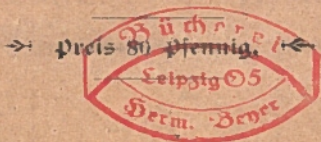
Erläuterungen

zu

Scheffels „Ekkehard“.

Von

Paul Sommer,
Rektor.



Verlag von Herm. Beyer in Leipzig
Drommestr. 8.

Entstehung und Aufnahme.

Unter den epischen Erzeugnissen der neuesten Zeit nimmt der Roman eine hervorragende Stelle ein; spiegelt sich doch in ihm das geistige, gesellschaftliche, sittliche und zum Teil auch künstlerische Leben der Zeit mit ab. Doch nicht bloßes Abbild, sondern auch selbständiges Kunstwerk von eigenem Geist und Charakter soll der Roman sein; der Dichter soll darin seinem Volke und seiner Zeit etwas zu sagen haben. Aber nur wenige vermögen in dieser künstlerischen Weise zu gestalten, Dauerndes und Wertvolles zu schaffen. Die meisten sagen nichts, weil sie eben nichts zu sagen haben, oder bieten nur Alltäglichkeiten und Gemeinplätze in modischer Ausstattung dar, lediglich um mit geringwertigen Mitteln Langeweile durch Langweiligkeit zu vertreiben oder der Mode der Straße und des Parketts zu opfern.

Noch öder aber sieht es auf dem Gebiete des historischen Romans aus; hierzu ist die harmonische Verschmelzung des Forschers mit dem Künstler zur einheitlichen abgeschlossenen Persönlichkeit Vorbedingung, und für diejenigen Dichter, welche die Vergangenheit ihres Volkes noch einmal, erzählend und frei ausgestaltend, naturwahr beleben und zum Auf-erstehen bringen wollen, gilt dies in besonderem Maße; denn die traditionellen Wesenheiten ihres Stammes müssen ihnen noch außerdem eignen, und das ist nur wenigen beschieden. Daher bleiben diese Einzelnen auch in ihrer Art die „Einzigsten“. Zu dieser Gruppe sind vornehmlich zu zählen Walter Scott, der Begründer des historischen Romans und von Deutschen insbesondere Gustav Freytag und Joseph Viktor von Scheffel. In Scheffel vereinen sich Romantik, Realismus und Humor in künstlerisch wohlabgetönter Ausgegli-

denheit zu einer echt deutschen Dichterseel, so daß er es wie kaum ein anderer verstand, selbst petrificirt gewordenen und jeelisch schier nicht mehr wieder aufzurichtenden Erscheinungen und Zeitabschnitten Blut und Leben, Geist und Kraft einzuhauhen. Das beweist uns sein reifstes und zünftigstes Werk, der „Eckehard.“

Scheffel war damals kein literarisch Unbekannter mehr. Zwar hatte sein im April 1853 auf Capri beendeter „Trompeter“ sich noch nicht vielen Boden erstritten, und nur ein Kreis engerer Freunde, denen der Dichter in weinfröhlicher Stunde manch humorvoll Vielesin gewidmet, betrachtete es als ausgemachte Sache, daß hier ein starker und selteuer Geist sich emporringe, ein echter deutscher Dichter, in seinem Wesen und seiner poetischen Eigenart nur seinem Volke verständlich. Freilich selbst hier baute man gar wenig auf des Dichters Zukunft; der Philister konnte es nicht fassen, daß Scheffel, der im „Engeren“ so recht eigentlich das studentische Leben durchkostete, ernsterem Schaffen obliegen konnte, daß ein Mann, dessen Glaubensbekenntnis

„Nicht rasten und nicht kosten,
Weisheit und Schönheit kosten,
Durst süßen wenn er brennt,
Die Sorgen verringen mit Scherzen:
Wer's kann, der bleibt im Herzen
Zeit Lebens ein Student“

lautete, mehr denn ein ewiger, wenn nicht ein verdorbener Durst sein konnte. Aber Scheffel war doch kein bloßer Leichtlebiger und leichtsinniger Vagant; wenn er die historisch gesättigten und erinnerungsreichen Gefilde Rhätens und Helvetiens durchstreifte, dann führte den Wanderstab nicht bloß der liederreiche, frohgemute Wandervogel, sondern auch der ernste, sinnige Forscher, dessen prüfendem Auge kein irgendwie bedeutender Rest vergangener Tage entging, der aber nicht wie die zünftigen Archäologen „Scheidewasserarbeit“ verrichteten, sondern die alten Gebeine ausgraben und sie zugleich mit dem Atemzuge einer lebendigen Seele anhauchten wollte, damit sie sich erheben und als aufgeweckte Tote einherwandern.“ Diese seine Grundabsicht drückt er auch in klarer, bestimmter und bündiger Weise in dem dem „Eckehard“ vorausgeschickten Vorworte aus. Da heißt es u. a.: „In diesem Sinne nun kann der historische Roman das sein, was in blühender Jugendzeit der Völker die epische Dichtung: ein Stück nationaler Geschichte in der Auffassung

des Künstlers, die im gegebenen Raume eine Reihe Gestalten scharf gezeichnet und farbenhell vorüberführt, also daß im Leben und Ringen und Leiden der einzelnen zugleich der Inhalt des Zeitraumes sich wie zum Spiegelbild zusammenfaßt. — Den Poeten aber ereilt ein eigenes Schicksal, wenn er sich mit der Vergangenheit genau bekannt macht. Wo andere, denen die Natur gelehrtes Scheidewasser in die Adern gemischt, viel allgemeine Sätze und lehrreiche Betrachtungen als Preis der Arbeit herausgab, wachsen ihm Gestalten empor, erst von wallendem Nebel umflossen, dann klar und durchsichtig, und sie schauen ihn ringend an und umtanzen ihn in mitternächtigen Stunden und sprechen: Verdickt uns! — Darum griff auch ich zu meinem Handg: waffen, der Stahlfeder, und sagte eines Morgens den Folianten, den Quellen der Gestaltenscheerei, Balet und zo hinaus auf den Boden, den einst die Herzooin Sabwig und ihre Zeitgenossen besäteten; und sah in der ehrwürdigen Bücherei des heiligen Gallus und fuhr in schaukelndem Rahn über den Bodensee und richtete mich bei der alten Linde am Abhang des Hohentwiel ein, wo jetzt ein trefflicher schwäbischer Schultheiß die Trümmer der alten Feste behütet, und stieg schließlich auch zu den luftigen Alpenhöhen des Säntis, wo das Wildkirchlein fest wie ein Adlerhorst herunterschaut auf die grünen Appenzeller Täler. Dort in den Revieren des schwäbischen Meeres, die Seele erfüllt von dem Walten erloschener Geschlechter, das Herz erquickt von warmem Sonnenschein und würziger Bergluft, hab' ich diese Erzählung entworfen und zum größten Teil niedergeschrieben.“ —

Ueber diesen Frühlingsaufenthalt im Schloßhof am Fuße des Hohentwiel gibt ein vom 20. April 1854 datirter und an den Scheffel befreundeten Schriftsteller Otto Müller gerichteter Brief, nähere Auskunft. Scheffel schreibt hier, anknüpfend an Müllers Kritik des „Trompeter“: „Was aber Ihren literarhistorischen Spruch betrifft, daß von dieser Gattung Boccio der Uebergang zum Roman fast naturgemäß sei, so ist der bereits kurz vor Abfassung Ihrer Zeilen zur Wahrheit geworden. Der Mensch denkt, Gott lenkt. — Ich habe vergangenen Winter Studien gemacht aus den Anfängen deutscher Geschichte, 's hat eine rechtshistorische Abhandlung geben sollen — und jetzt sitze ich auf dem einsamen Bauernhof am Fuß der Trümmer von Hohentwiel, um die Eindrücke dieses Winters in Form eines Romans — einer Geschichte — oder einer beliebigen Erzählung los zu werden. Was d'raus herborgeht — kann ich des Näheren selbst noch nicht bestim-

men, der Bodenseeküste, den Alpen im Hintergrund, dem Wehen des Frühlings muß überlassen werden, was aus dem Ei herauskriecht — denn's ein genießbarer Vogel wird, so bin ich im Lauf des Sommers bei Ihnen, um ihn unter annehmbaren Bedingungen der Einschlichtung im Haus Meidinger*) zu überliefern. — Das 10. Jahrhundert liegt freilich etwas seitab von den Pfaden unserer Romellen, Romane etc., aber ich gedente aus jener rohen werdenden uralten Zeit ein paar Bursche herauszufischen, die sich ganz natürlich und wohlkonferviert ausnehmen sollen. Romantiz wird jedenfalls nicht getrieben, dafür ist mein gegenwärtiges Leben in der Atmosphäre des Anstalts Garantie. — Wenn Sie inzwischen einmal beim Frühlingschoppen sitzen, wie damals in Heidelberg, so gedenken Sie meiner mit dem frommen Wunsch, daß ich bald von den Gestalten erlöst werden möge, die mich zur Zeit geisterhaft heimsuchen. Auf baldiges Wiedersehen. Ihr freundschaftlich ergebener Joseph Scheffel."

Der Dichter war nach dieser am Fuße des Hohentwiel gelegenen Meierei gegangen, um ein lästiges Augenübel zu beseitigen und sich den stäubigen Chroniken zu entziehen, die er im Winter zuvor in der Heidelberger Universitätsbücherei studiert hatte, wie aus einem Briefe seiner Mutter an den seiner Familie befreundeten Freiherrn W. von Muerwald, den Kommandanten der Wartburg, vom 19. Mai 1854 hervorgeht. „Vor sechs Wochen," so heißt es hier, „reiste Joseph an den Bodensee — teils zur Stärkung seiner von der langen Augenentzündung noch verstorbenen Gesundheit — teils um dort und in der alten Klosterbibliothek von St. Gallen Notizen zu einer Arbeit zu sammeln, die einst ein Bild geben soll vom Leben auf Schloß Hohentwiel vor tausend Jahren — zur Zeit der Herzogin Adwlg und des Abtes Ekkehart. Dies Hohentwiel, wo damals ein reges, geistiges Leben blühte, ist jetzt ein Trümmerhaufen — auf einer hohen Bergspitze, die weit ins Hegau hinausragt — und eine reizende Fernsicht auf den Bodensee und auf die Schweizeralpen bietet. Neben den Ruinen steht ein Meierhof mit ländlicher Wirtschaft — dort hat sich Joseph eine Arbeitsstube einarrichtet und, ungehört von der Welt, seine Arbeit begonnen. Leider ist er durch eine heftige Halsentzündung nun in seinen einsamen Studien unterbrochen worden und kehrt in diesen Tagen hierher zurück, um sich bei unsrer Pflege wieder ganz

*) Name eines buchhändlerischen Verlags in Frankfurt a. M.

zu erholen." — Der Sommer brachte ihm denn auch gewünschte Genesung, und schon im August zieht es ihn, der sein Werk rastlos gefördert, zu der historischen Umgebung des Bodensees. Sein Ziel ist der hohe Säntis, jener einsame, schneebedeckte Berggipfel am Rhein, den er schon im „Trompeter" besungen, und besonders das Wildfirchlein, dessen Bruderhäuschen nach dem Tode des letzten abgestürzten Bergbruders unter der Pflege des Aescherwirtes stand, in dessen auf einsamer Bergeshalde gelegenen Herberge Scheffel eine willkommene, der Welt abgechiedene Wohnstatt fand. Seine Mutter schrieb darüber an seinen Freund, den späteren Amtsvichter Schwanik in Jmenau, zu Anfang des Septembers: „Joseph ist in der Schweiz und zwar datiert sein Schreiben — von der Einsiedelei des Wildfirchli auf den hohen Säntis. Dort will er zum Schluß seines Buches Gebirgsnatur studieren. Am 10. September 1854 verließ er den stillen und doch so gemüthlichen Platz und trug im Fremdenbuch des Aescherwirtes folgende Verse ein:

„W'hit Gott, mein lieber Aescherwirt,
W'hit Gott, Du brave Frau!
Wie war bei Euch die Luft so lind,
Der Himmel prächtig blau.

ist auch das Haus nicht riesenavok,
Es war mir eben recht;
Am wohlsten ist's im kleinen Nest
Dem biedern Mauerpedt.

Gegrüßt sei auch die Nachbarschaft,
Die Herrn im Wolkenstor,
Der Säntis und der Alte Mann,
Der „Kasten" und Siamor.

Die stehen unerschütterlich
Auf festem Grunde da
Und lachen ob dem Türkenkrieg
Und ob der Cholera.

Und küm' ich wieder auf die Welt,
Ich ließ den ganzen Qualm,
Und zög' als Appenzeller Senn
Zum Aescher auf die Alm.

Dies Liedlein sang als Abschiedsgruß
Ein fahrender Scholar,

Der sieben Tag' und sieben Nächt'
 Alhier zu Gaste war.

Er schleppte auf den Berg herauf
 Viel alte Sorg' und Qual; —
 Als wie ein Gaishub jubelnd fährt
 Er fröhlich jetzt zu Thal."

Das Blatt ist leider aus dem Fremdenbuche längst ausgeschnitten. Der Aufenthalt in jenem einsamen Berggasthause aber gab dem Dichter neben der körperlichen Gesundheit auch geistige Spannkraft und den würzigen Humor wieder, sodaß er hier den größten Teil seines Werkes zu Ende führte. Er schreibt darüber am 8. Dezember 1854 an seinen intimsten Freund Schwanitz: „Ich habe vieles erlebt, aber nur innerlich. Bin ganz in Bücher und Studien übers Mittelalter vertieft. Konnte es in Heidelberg wegen der durch das Augenleiden geschwächten Nerven nicht mehr aushalten, und da ich in solchen Fällen Ortsveränderung für das einzige wirksame Mittel halte, ging ich an Bodensee und dann hierher. Hab' mich leidlich erholt und ein Buch geschrieben, eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert, die auf dem Hohentwiel, in St. Gallen und Reichenau spielt, mich viel Mühe gekostet hat, aber jedenfalls die Wirkung des Trompeter nicht haben wird. Im September habe ich eine prächtige Villeggiatur im Lande Appenzell gemacht, und zwar auf dem Wildtirchlein beim Säntis, 4000' überm Meer. Nach Neujahr geh' ich wieder nach Heidelberg. Vor der Hand noch nicht aufs Kateder. Die Zustände sind mir zu unerquicklich, und die Wissenschaft hat etwas Tötendes für die freie Produktion.“

Wie erneuernd und erfrischend jener Bergaufenthalt auf Seuffel gewirkt, das bekundet der herrliche Humor, der so wohligh und erquickend den Roman durchsprudelt, sodaß wir aus der Dichtung Natur in ihrer Unbegrenztheit zu kosten meinen: Lannendust und Quellenmurmeln; man denke nur daran, wie der Dichter, anknüpfend an Gustav Schwabs Loblied des alemannischen Landes die Hegauer Berge als Nasen in diesem Antlig, das die Landschaft darstellt, bezeichnet, oder wenn er gleich am Anfange sagt: „Ueber dem Hegau lag ein trüber, bleischwerer Himmel“ und mit feiner Ironie hinzufügt: „doch war von der Finsternis, die bekanntlich über dem ganzen Mittelalter lagerte, im einzelnen nichts wahrzunehmen;“ der gleiche Schalk lacht uns aus dem wieder-täppischen Brautpaar Mappan und Friderun, aus der Person

des irischen Leutprieesters Moengal, aus dem feuchten Ritte Spazzos, aus der derben Figur des Romeias und aus der Szene zwischen Wiborad und ihrer Mitsläusnerin entgegen. Es ist der nämliche lachende Geist, der ihn schon auf dem Hohentwiel während des erwähnten Frühlingaufenthalts durchzuckte und ihn zu jener lustigen Parodie seines späteren Romans, dessen Struktur damals schon in seinem Geiste feststand, nötigte, — 16. Mai 1854 —:

„Was tönet in nächtiger Stunde
 Gespenstisch vom hohen Twiel?
 — Es sitzen zwei auf dem Turme
 Im Mondschein und lesen Virgil.

„Den unsäglichen Schmerz zu erneuen,
 Gebenst Du, o Königin, mir“ —
 So flüstert's in klagenden Lauten,
 Der Wind verweht's im Revier.

Herr Etkehard ist's von St. Gallen,
 Hell glänzt sein mönchisch Gewand,
 Gegenüber Frau Hadwig, die stolze,
 Die Herrin im Schwabenland.

Sie nahm einst vor tausend Jahren
 Lateinischen Unterricht;
 Da täucht ihr des Lehrers rot Mündlein
 Viel schöner als alles Gedicht.

Sie lasen nicht weit in dem Buche,
 Es hat sich so wenig geträumt,
 Jetzt müssen die Geister vollenden,
 Was die Lebenden fröhlich versäumt.

Drum, wen der Herr im Grimme
 Zum Mönch und Professor gemacht,
 Der führe sich das zu Gemüte
 Und nehme sich besser in acht!“ —

(Fremdenbuch des Schultheißen Pfizer auf Hohentwiel).

Halten wir die Daten der mitgetheilten Briefe sowie das des Vorworts — Februar 1855 — gegeneinander, so können wir nicht nur die Zeit für die Entstehung unseres Romans bestimmt abgrenzen, sondern wir erkennen auch, daß das köstliche und in seiner Art einzige und unübertroffene Werk in verhältnismäßig sehr kurzer Zeit entstanden ist, ein

Zeichen von dem Wienerfleische und der eminenten Schaffenskraft des Dichters. Den Grundstock des Romans bildete die bereits 1854 während seines Heidelberger Aufenthalts besorgte Uebersetzung des Waltariliedes ins Hochdeutsche, von welcher sein Verleger Bong, um ihr die verdiente literarische Würdigung zu verschaffen, später eine Sonderausgabe mit Zeichnungen von Albert Baur veranstaltete. Im Jahre 1876 gab Scheffel gemeinsam mit dem Karlsruher Bibliothekar Holder unter dem Titel „Waltarius. Lateinisches Gedicht des zehnten Jahrhunderts“ den lateinischen Urtext mit der Uebersetzung und erläuternden Noten heraus.

Bereits im November 1854 war sein Roman so weit gediehen, daß er das Manuscript von sechzehn Kapiteln seinem Freunde Otto Müller zusenden konnte; bald darauf folgte der Schluß. Um den historischen Ernst noch deutlicher hervorzuheben, fügte er der Erzählung noch 285 gelehrte Anmerkungen bei, „zur Beruhigung derer, die sonst nur Fabel und mächtige Erfindung in dem Dargestellten zu wittern geneigt sein könnten.“ (Vorwort.) Im Februar des nächsten Jahres — 1855 — war die Arbeit beendet, und frei atmete der Dichter auf, wie erlöst von einer schweren Geistesbürde. Im „Engeren“ am Stammtisch des „Holländer Hof“ zu Heidelberg hat er der frohen Stimmung über endliches glückliches Gelingen in seinem taufersischen „Malwein und Frühlingssied“ Ausdruck gegeben:

„Du der mir die Seele mit Sonne,
Die Kehle mit Maltrant durchglühst —
O Frühling, du Herold der Wonne,
Viel tausendmal sei mir gegrüßt!“

Überall spricht es und sproßt es
Mit Frohsinn erzeugender Kraft —
Selbst Karové, wenn er noch lebte,
Stünd wieder in Trieb und in Saft.

Verlassen sind jetzt die Folianten
Auf staubiger Bibliothek,
Es schwärzten wie dunkle Bacchanten
Där, Thibaut und Sackhe hinweg.

Nur Bachmann, der Alte, durchwandelt
Die Säle und murmelt bewegt:

„Was nützt mich das Gold dieser Sonne,
Das weder gemünzt noch geprägt!“

Und überall klingt es und klingt es,
Die Kegelbahn selbst hör' ich schreien:
Das Orakel des römischen Rechts
Schiebt ritterlich sämtliche Neun.

Doch wie auch die Berge ergrünen,
So ist doch kein Buchwald zu dicht:
Waldmeister weiß drinnen zu pflücken
Der Lehrer der deutschen Geschichte.

Es brauet kein Mann in Europa
Den Maltrant so würzig und gut:
Die anderen tappen im Finstern,
Der Historiker weiß, was er tut.

Er brant ihn an heiliger Stätte,
Dort wehen die Lüfte so schön,
Die heißen die Menschen „Museum“,
Die Götter den „Engeren.“

O Engerer, Tempel des Frühlings
Wie reizest auch Du mich dahin!
Noch heut soll mein Mantel im Leibhaus
Die Sommerquartiere beziehn.

Sein sündiger Leib mag verderben,
Ich lös ihn wohl nimmermehr aus:
Das Faustpfand verjubl' ich im Weine
Und sing in die Mittnacht hinaus:

Du, der mir die Seele mit Sonne,
Die Kehle mit Maltrant durchglühst,
O Frühling, Du Herold der Wonne,
Viel tausendmal sei mir gegrüßt!“

Aus diesen Worten klingt die heitere, zufriedene Gemüthsstimmung wieder, die, wie der Dichter am Schluß seiner Vorrede betont, die ehrwürdige Nonne Grosivita von Gandersheim ihren Komödien als Grundton vorausschickt. Ungehindert ergießt sich auch in diesem Romane des Dichters Persönlichkeit wie eine treue und aufrichtige Offenbarung seines innersten Menschen, und das verleiht ihm eben den packenden Reiz der Unmittelbarkeit, den Zauber, den ein echter Dichter, der auch etwas zu offenbaren hat, ausübt. Der große Erfolg des „Elkhard“ ist vornehmlich darin zu suchen, daß Scheffel mit der geschichtlichen Treue nicht ver-
gessen hat, das rein Menschliche in den Figuren des Ro-

diese erkennt, daß sie sich umsonst geschmückt habe. Den gleichen Ausruf legt Cicero einem Gladiator in den Mund. übriggens erinnert diese Redensart an einen Ausruf, den nach Sueton einmal der Kaiser Titus bei der Tafel getan haben soll, als ihm einfiel, daß er an jenem Tage keinem etwas Gutes getan habe. *Diem perdidit, amici d. h. Freunde, ich habe einen Tag verloren, soll er damals gesagt haben.*

92. „salve confrater“, d. i. sei gegrüßet, Mitbruder!

93. Patric von Armagh' (372—463), Gründer von Klosterschulen und Bischof von Armagh in Irland, wurde später heilig gesprochen. Er gilt noch heute als Schutzpatron Irlands.

94. „Christus vindex“, d. h. Christus, der Erretter.

95. „finimus Troes“, d. h. wir sind Troer gewesen. So rief nach Virgil der Priester Pantheos aus, als Troja in Flammen stand. Die Redensart will also sagen, alles ist vorbei. Vollständig lautet der betreffende Vers:

Finimus Troes, fuit Ilium et ingens gloria Teneorum
nach Schillers freier Übertragung:

Einst gab es Teuher, Troja hat gestanden,
Und seines Ruhmes Schimmer strahlte weit.

Vergil, Aeneis II, 325

96. „Bannwald“ ist ein Gehölz, auf dem besonders einschränkende Bestimmungen lasten.

97. „Gangfisch“, andere Bezeichnung für Felsen (s. Nr. 69.)

98. „Casilina“ (108—62 v. Chr.), entstammte einer verarmten römischen Patrizierfamilie, bedrückte durch Erpressungen die von ihm verwaltete Provinz Spanien, ward deshalb vom Konsulat zurückgewichen und verurtheilt die nach ihm benannte Verschwörung gegen die bestehende Verfassung. Von Cicero öffentlich in heftiger Rede angegriffen, wurde er verbannt.

99. „excessit, evasit, erupit“, d. h. er ist fortgegangen, entwischt, herausgestürzt.

100. „Fleischtopfe Agyptens“. Diese Redensart erinnert an das Murren des Volkes Israel in der Wüste Sin, wo dasselbe klagte: Wollte Gott, wir wären in Agypten gestorben durch des Herrn Hand, da wir bei den Fleischtopfen saßen und hatten die Fülle Brod zu essen. (2 Mose 16, 3.)

101. „ille terrarum mihi praeter . . . zu ergänzen: angulus ridet“, d. h. Jener Erdentwinkl lächelt mir vor allen andern zu. — Horaz, Oden II, 6, 13.

102. „Eheu“, d. h. o weh. — Vergleiche hierzu das Horazische

Eheu fugaces, Postume, Postume
Labinur anni.

zu deutsch:

O weh, die Jahre Postumus, Postumus
Entgleiten flüchtig.

Oden II, 14, 1 u. 2.

103. „Gründling“ (Gobio vulgaris), ein etwa 18 cm langer schmackhafter Fisch, der Sturpienfamilie zugehörig, der in Teichen, Flüssen und Seen Europas anzutreffen ist.

104. „Vigilien“, aus dem Lateinischen, ist die Benennung einer vor einer Beerdigung abzuhaltenden nächtlichen Seelenmesse.

105. „Manchen Abend hab' ich gegrübelt — gesprochen.“ Schöffel erinnert hier durch Moengals Worte an die unfruchtbaren und wertlosen Untersuchungen, die damals von den Geistlichen beübt wurden und wobei viel Scharfsinn unnötig aufgewendet wurde.

106. „Kropfgans“, Bezeichnung für den Pelikan.

107. „Kapitularien“ heißen die von den fränkischen Königen erlassenen Verordnungen.

108. „Apokalypsis“, d. i. die Offenbarung Johannis f. Nr. 90.

109. „Priscianus“ war ein um 500 n. Chr. lebender Lehrer der lateinischen Sprache in Konstantinopel, dessen 18 bändige „Institutiones grammaticae“ das vollständigste System der lateinischen Grammatik aus dem Altertume bilden und im Mittelalter viel gebraucht wurden.

110. „maturate fugam“, d. h. fliehet schnellmüthig.

111. „Es werden aber viele, — die letzten sein“, vergleiche hierzu Matthäus 19, 30.

112. „Stormoran“ (Phalacrocorax carbo), auch Scharbe, See- oder Wasserrabe genannt, ist ein Ruderflügler von der Größe einer ausgewachsenen Ente. In Deutschland war er früher häufig, jetzt ist er dort selten anzutreffen. Er nistet gern an Meeresgestade oder, wenn auch nur in Ausnahmefällen, an großen Binnengewässern, und zwar kolonienweise und vertreibt die Reiher aus ihren Nestern. Er nähert sich ausschließlich von Fischen und ist durch seine ausgesprochene Gefräßigkeit allen Fischern ein unliebsamer und deshalb von ihnen viel verfolgter Genosse.

113. „Gott ist unsere Zuflucht — Sela.“ — Dies ist der Schöffels Estcharab.

ihrem ungarischen Ehgemahl den seltsamen Zauberspruch gegen das Ungeziefer des Feldes bei: Aius, sanctus, cardia, cardiani! Maus und Mäusin, Talsp und Talspin, Hamster und Frau Hamsterin, laffet das Feld, wie es bestelt; fahret in die Welt! Fahret hinunter, hinüber ins Meer, Fieber und Gicht laß euch nimmer hervor! Afrias, aestrias, palamiasit!“ (S. 283.) Darum wendet sich auch der besorgte Klostermeier an den um Mehrung seiner schmalen Einkünfte bedachten Diakon Otfried von Singen, um das Hagelwetter zu bannen; mit dem Gesichte gegen das Wetter spricht dieser drei Kreuze aus dem Weihbrunn und spricht dazu den Spruch von den drei Nägeln. Ward doch dem Kreuzeszeichen damals eine große magische Wirkung zugeschrieben; der Teufel und alle mit ihm verbündeten bösen Geister scheuten es und entwichen vor ihm; ja soweit ging sogar dieser das ganze Mittelalter erfüllende Volksaberglaube, daß unter anderm Richard von Schöntal durch Bekreuzen das Zahnweh und die Fiöhe vertrieb; auch verhinderte er mittels des Bekreuzigens, daß er sich beim Rasieren verletzete, darum empfahl er auch allen Cruizes seinen Zeitgenossen: „signate et vos, cum mordemini et huius rei capietis experimentum“ d. i. merkt Euch, wenn Ihr (von Flöhen) gebissen werdet, so machet damit einen Versuch. — Half jedoch dieses beliebte Univerfalmittel nicht, nun so wurde zu den heidnischen Bräuden zurückgegriffen, was in jenen Tagen, wo noch ein beträchtlicher Rest davon im Volke lebte, gar leicht und oft erfolgte. So bedient sich der biedere Klostermeier in seiner hellen Verzweiflung, als der Gewittersegen des Diakon von Singen nicht verfangt, eines altheuagischen Hausmittels; er reißt ein paar Eichenzweige vom nächsten Stamm und zupft das Laub zu einer Streu zusammen, das tut er in sein alchymistisches Hochzeitsgewand und hängt es an die mächtige Hauszeiche. (S. 281.) Doch auch dieses Mittel blieb erfolglos; es waren eben zu mächtige Gwalten gegen ihn. Die damalige Zeit war, weil des Christentums klärender Geist noch zu wenig die Oberfläche der bestehenden Volksanschauung und -überlieferung durchdrungen hatte, gar leicht mit pessimistischen Anwandlungen und Ansichten erfüllt. In allem Widrigen glaubte man ein Spiel feindlicher Gwalten und von deren Trägern zu finden. Daher erklärt sich auch der Glaube an besonders böartige Geschöpfe, Menschen und Tiere. Auch hierfür liefert „Eckehard“ etliche treffliche Belege. Man denke nur an die Wolkentrude (S. 281), an das böse Triefauge und an die Mär, daß derjenige, der

mit bösen Geistern Verbindung pflog, irgendwo am Leibe durch ein Mal gekennzeichnet sein mußte; galt es doch nach Meigenberg für ausgemacht, „daß das menschliche Auge schlechthin in Folge seines feuchten und giftigen Inhalts imstande sei, sowohl die Luft als die Tiere, auf welche sein Blick fällt, zu schädigen.“ Rote Augenlider galten zu jener Zeit als das sicherste Kennzeichen, daß sein Besitzer mit dem Gottseibeiums in freundschaftlichem Verkehr stünde, und jedermann fand es nur in der Ordnung, daß solche Bösewichte einem hochnotpeinlichen Verfahren und einer ausgesuchten Todesstrafe überantwortet wurden, selbst durch kurzen Prozeß machende Volksjustiz. Man denke hierbei nur an die Bedrängnis, worin der arme Capan geriet. (S. 285.) Der böse Zufall fügte es nämlich, daß gerade ein Hornschrotter in seiner Nähe gefunden wurde, als ihn der Klostermeier und sein Knecht überfielen; dieser Käfer sollte ja Bliß und Donner anziehen und hieß deshalb allgemein auch der Donnerkäfer oder Donnergugi. Und solcher Volksaberglaube kann nicht befremden, wenn wir uns bergegewärtigen, daß selbst christliche Legenden mit solchen heidnischen Requisiten operieren und Tiere zu Trägern von Glück oder Unheil stempeln. So heißt es in dem von Eckehard vorgelesenen Leben des heiligen Benediktus, welches Papst Gregor zum Verfasser hat (S. 56): „Eines Tages aber, die weil er allein war, nahte ihm der Versucher. Denn ein schwarzer, kleiner Vogel, der gemeinlich Krähe geheißnen ist, begann um sein Haupt zu flattern und setzte ihm so unablässig zu, daß ihn der heilige Mann mit der Hand hätte ergreifen mögen, so er ihn fangen gewollt. Er aber schlug das Zeichen des Kreuzes; da wich der Vogel. — Wie aber derselbe Vogel verschwunden war, folgte eine so große Versuchung des Fleisches, wie sie der heilige Mann noch niemals erprobt. Denn vor langer Zeit hatte er eine gewisse Frau erschaut. Diese stellte ihm jezo der böse Feind vor die Augen des Geistes und entzündete das Herz des Knechtes Gottes durch jene Gestalt mit solchem Feuer, daß eine verzehrende Liebe in ihm zu glühen begann und er, von Lust und Sehnsucht überwältigt, seinen Einsiedelstand jäh zu verlassen gedachte.“ —

Eine glücklichere Bedeutung aber besaß der sagenhafte Vogel Caradriön; niemand hat ihn. In klaren Mitternächten fliegt er hoch zu unsern Häuptern und streift mit den Schwingen den Himmel. Wenn seine Fittiche sich zur Erde senken, soll ein fiecher Mann genesen: da kehret sich der

Eckehards Eckehard. 7

? Was kann unser Sohn? oder Tochter werden? ?

beantwortet in klarer und übersichtlicher
Weise die von Schuldirektoren, Vereinen etc.
bestens empfohlene Sammlung

Mein künftiger Beruf und Frauenberufe.

96 verschiedene Hefte à 50 Pfennig.

Prospekte gratis von

❁ C. Bange's Verlag, Leipzig ❁
Brommestraße 8.

Neueste Bände: Gesundheit und Lebensdauer in den ver-
schiedensten Berufsarten. — Der Reichspost- und Tele-
graphenbeamte, höhere Laufbahn. — Der Patentanwalt.
— Die Bahnärztin. — Die Post- u. Telegraphenbeamtin.
— Die Eisenbahnbeamtin.

* Verlag von Herm. Beyer, Leipzig, *
Brommestraße 8.

Wie baue ich?

Band I.
Elektromotoren.

Wie baue ich? Bd. II. Haustelegraphen sowie ein
Haustelesphon.

Wie baue ich? Bd. III. Elemente, Batterien und
Akkumulatoren.

Wie baue ich? Bd. IV. Elektriermaschinen und
Influenz-Elektriermaschinen.

Wie baue ich? Bd. V. Einen Induktionsapparat.

Wie baue ich? Bd. VI. Einen Schreibtelegraphen-
Apparat.

Wie baue ich? Wie baue ich?

Dr. Wilhelm Königs
Erläuterungen zu den Klassikern
120/121. Bändchen

Erläuterungen
zu
Jos. Viktor von Scheffels
Ekkehard

—
Von
Paul Sommer
Schulrat

4. Auflage



Herm. Beyer Verlag, Leipzig